

Die leckeren Därme eines Sowjetpferds

WILDER OSTEN Die Sowjetunion auf eigene Faust erkunden, das war nicht erwünscht in der DDR. Von denen, die unerkannt und mit vielen Tricks durch Freundesland reisten, erzählt eine Ausstellung im Museum Lichtenberg

VON BARBARA BOLLWAHN

Es ist ein Phänomen, wie es nur Länder wie die DDR hervorbringen können: Über Jahre sind hunderte, vielleicht tausende junge Menschen auf eigene Faust in Ecken des großen Bruderlandes Sowjetunion gereist, die genauso tabu waren wie der Westen. Sie wollten sich selbst ein Bild machen auf Routen außerhalb der vom DDR-Reisebüro Intourist organisierten Reisen. Neben Abenteuerlust, Mut, Schlitzohrigkeit und Improvisationstalent brauchten sie dazu eine „Reiseanfrage für den visafreien Reiseverkehr“, ein drei Tage gültiges Visum durch die Sowjetunion.

Nach der Niederschlagung des Prager Frühlings 1968 konnten DDR-Bürger nicht mehr über die Tschechoslowakei nach Ungarn, Rumänien und Bulgarien. Deshalb erhielten sie ein Transitvisum, das ihnen erlaubte, diese Länder auf dem Umweg über Polen durch die Sowjetunion zu bereisen. Mit dem hellgrünen Papier setzten sich die „Transis“ über die scheinbare Totalüberwachung hinweg und waren oft wochenlang auf eigene Faust unterwegs.

Durchs Schlupfloch

Von ihnen erzählt höchst lebendig das Museum Lichtenberg mit der Ausstellung „Unerkannt durch Freundesland“. UDFler nannten sich die Rucksackreisenden, die eben „Unerkannt durch Freundesland“ reisen wollten und damit Gefahr liefen, verhaftet oder des Landes verwiesen zu werden, berufliche Nachteile zu erleiden, exmatrikuliert oder mit einer Reisesperre belegt zu werden. Im März dieses Jahres ist im Notschriften-Verlag das Buch „Transit – Illegal durch die Weiten der Sowjetunion“ über dieses sozialistische Schlupfloch erschienen.

Bis unter die Decke stapeln sich in einem kleinen Raum des Museums Lichtenberg schwarz angemalte Kartons, an denen von den „Transis“ gemachte Fotos aus dem Bruderland kleben: Sie passten nicht zu dem offiziellen Bild vom kommunistischen Paradies. Wohnhäuser, die Ruinen gleichen, bettelnde Rentner, mit ausrangierten Autotüren reparierte Zäune. Solche Fotos hat man schon oft gesehen. Aber die



Diese Zugschaffnerin fotografierte Edgar Winkler auf einer Reise im Jahr 1989 Foto: Edgar Winkler

aufgezeichneten Geschichten, die neun Männer und eine Frau erzählen, und die zum Teil mit Schmalfilmaufnahmen ergänzt werden, sind so einzigartig, dass man die Kopfhörer erst dann absetzen will, wenn sie den letzten Punkt unter ihre Schilderungen gesetzt haben.

Da ist zum Beispiel ein leidenschaftlicher Bergsteiger, der schon viele Male illegal in der Sowjetunion war und unbedingt an

Die russische Presse feiert die deutschen „Sportsmen“, ohne zu begreifen, dass sie gar nicht sein dürften, wo sie sind

einer Besteigung des Elbrus teilnehmen will, dem höchsten Berg Europas. Weil er keine offizielle Genehmigung hat, stellt er sich und Freunden ein Delegationsschreiben aus. Als Leiter der Bergsteiger-Sektion von „Turbine Potsdam“ verfügt er über die entsprechenden Briefbögen. Die russische Presse feiert die deutschen „Sportsmen“, ohne zu begreifen, dass sie gar nicht sein dürften, wo sie sind.

Vier andere „Transis“ bauen mithilfe einer russischen Bauanleitung einen Katamaran. In der Dresdner Neustadt richten sie eine Werkstatt ein, die Probefahrt findet auf der weißen Elster statt. Um bei den Offiziellen keinen Argwohn zu erzeugen, geben sie sich als Expedition aus und bringen ein selbst gefertigtes Elch-Logo in kyrillischer Schrift auf ihre Ausrüstung. Mit dem teils in Gurkenfässern verstauten Zubehör fahren sie tausende Kilometer mit der Transsibirischen Eisenbahn nach Osten, laufen mit Imkerhüten als Mückenschutz, Leichtwanderschuh und schwerem Gepäck durch die Taiga, bis sie in Jakutien ihren Katamaran zu Wasser lassen.

Spione beim Triathlon

Ein „Transi“ bekommt einen Platz in einer Jugendreisegruppe, die von Moskau nach Baku unterwegs ist. Am letzten Tag seilt er sich mit einem Kumpel ab, und sie trampeln ins Steppengebiet südlich von Baku. In der Nähe eines Sperrgebietes werden sie wegen Spionageverdachts durch Sicherheitsorgane der UdSSR gestellt. Aber nichts passiert. Im Gegenteil. Sie werden von Offiziellen überredet, an einem Triathlon teilzunehmen. Bei der Siegerehrung in Odessa gratuliert ihnen der Bürgermeister, die Zeitungen bringen euphorische Artikel. Als einer der „Transis“ später einem Freund von dem Verhör erzählt, alarmiert ein IM die Stasi. Der Vorwurf: „Anfertigung eines Schmalfilms, der die Lebensverhältnisse der Sowjetunion als primitiv darstellt.“

Andere Verwegene lernen neben bitterer Armut und herzlicher Gastfreundschaft eine Landkommune auf Selbsterfahrungstrip in Litauen kennen oder essen mit dem kirgisischen Schriftsteller Tschingis Aitmatow „sehr leckere nach innen gestülpte Därme eines Pferdes“. Manche müssen nach ihrer Rückkehr Geldstrafen zahlen oder werden mit einem jahrelangen Reiseverbot belegt. Für die meisten geht der Abenteuerurlaub aber glimpflich zu Ende.

■ Museum Lichtenberg im Stadthaus, Türschmidtstraße 24, Di.–Fr. und So. 11–18 Uhr, bis 24. September

KULTUR + PROGRAMM FÜR BERLIN Mi 14.07.10

BERLINER SZENEN

CKESCHER MARKT Das Handgemenge

passierte auf einem Konzert. In Namen des Hauptacts kann nicht verraten, da mich mit dem Sänger eine nicht endende Romanze verbindet. In Namen der Vorband verweigere ich, denn mit deren Sänger verbindet mich seit jeher ein Abend Hass.

Es ist teuer hier, irgendwo am CKeschen Markt: die beste Voraussetzung für einen miesen Abend. Da nur ich einen Gästelisplatz habe, muss ich mit meiner Begleitung die Kosten für eine weitere Karte teilen. Nun fehlt es Geld. Wir legen zusammen. Ein Euro für ein kleines Bier verteilen wir trotz ungezählter Münzen knapp. Mit zwei Händen reicht B. dem Barman das Geld und der zählt lange, bevor er uns eine Flasche reicht.

Weitere Getränke kaufen wir am Kiosk ums Eck. Breitbeinig und klirrend kommen wir zurück. Das Konzert hat längst begonnen, als der Sänger der Hauptband von der Theke vor mich hin springt. B. quiekt vor Freude und auch ich reiße die Arme hoch. Doch statt mich anzumachen, nimmt er mir

Das ist ja gar kein Fensterglas“

hlicht die Brille ab. Dann verwindet er aus meinem dezidierten Blickfeld. Schwankend über ich mich, am Platze zu bleiben. Ich bin blamiert. Später erzählte ich meine Brille mit den Worten „Das ist ja gar kein Fensterglas“ zurück.

Derweil bekommt B. backstau vom Sänger der Vorband Prügel angedroht. Die alten Popper schimpfen obszön, sie schubsen. B. ihnen den Mittelfinger zeigt, schlagen sie zu. B. hetzt die Gruppe hinauf, während ich, eine Arme um die Hüfte des Erfolgsgeschlungenen, langsam über die Treppe hinterherlaufe. Als meine Hand unter die Gürtellinie rutscht, lasse ich

Herumdoktern im Mikrokosmos

CHARITÉ Der Wissenschaftshistoriker Ernst Peter Fischer trägt die Entwicklung der berühmtesten medizinischen Einrichtung Berlins in seinem Buch „Die Charité. Ein Krankenhaus in Berlin von 1710 bis heute“ zusammen. Ein Geschichtsbuch für den Hausgebrauch

Einige Institutionen prägen schon seit hunderten Jahren die Stadt Berlin. So zum Beispiel die Charité, die bereits eine Radierung Matthaeus Seutters um das Jahr 1740 zierte. Der Medizinhistoriker Ernst Peter Fischer geht in seinem jüngst erschienenen Buch „Die Charité. Ein Krankenhaus in Berlin 1710 bis heute“ der Geschichte der traditionsreichen Klinik nach. Ein Geschichtsbuch für den Hausgebrauch.

Die Charité, das zeigt Fischer, war oft ein Spielball der Politik, abhängig von technischen Tü-

ßen hinterm „Spandower Tor“ ein Lazarett errichten. Doch weil die Epidemie noch vor den Toren Berlins Halt machte, wurde das Haus kurzerhand zum Aufnahmeheim für Hilfsbedürftige aller Art: Bettler, ledige Schwangere und Kranke durften dort übernachten und erhielten ärztliche Verpflegung. Zugleich blieben sie – das verschweigt der Autor in seiner Euphorie – separiert von Restberlin.

Nüchtern setzt Fischer das aus heutiger Sicht etwas stümperhaft anmutende Herumdoktern

weismitteln: In der Berliner Schule wurde mikroskopiert und man sah Ohren und Fingernägel plötzlich aus den selben Zellbausteinen zusammengesetzt.

Allmählich schwand die Vorstellung, dass der Mensch ein Mix aus Körpersäften sei, die nur in ein richtiges Verhältnis zu bringen sind. Doch selbst dann bildete der Körper immer wieder eine Folie für philosophische und politische Interpretationen. Der Pathologe Rudolf Virchow begriff den Menschen als einen

„Zellenstaat“ und leitete daraus die politische Vorstellung eines individuellen Bürgers ab. Er sprach sich für ein Zusammenwirken von Politik und Medizin aus und setzte unter anderem die Sanierung der Berliner Kanalisation und den Neubau mehrerer Klinikgebäude durch.

Im NS ließen sich viele Ärzte unterstützen die Politik der Nazis und ihre Euthanasiebestrebungen offen. Zu den umstrittenen Ärzten zählt Ferdinand Sauerbruch. Als erfolgreicher Chirurg

in Scharen davon; man wüsste nicht, ob in der Früh alle zum Dienst kamen“, zitiert der Autor eine Krankenpflegerin.

Teilweise überhöht Fischer den guten Willen und den Idealismus der Berliner Medizin. So bläht er die Charité zu einem Beispiel auf, „wie das Bemühen um die Gesundheit trotz der turbulenten Wechselfälle der Gesellschaft von Erfolg gekrönt wurde“. Deshalb wirkt der Text manchmal allzu euphorisch, weil er ein teleologisches Weltbild – im Sinne einer Besserung